



Erscheint Mittwoch und Samstag

# Obwaldner Volksfreund.

Abonnementpreis:

Für die Schweiz jährlich Fr. 5.50, halbjährlich Fr. 2.80, Post-Abonnement 10 Cts. Zuschlag.

Insertionspreis:

Für Obwalden die einspaltige Pettzeile 10 Cts., für auswärtige 15 Cts. Wiederholungen Rabatt.

Insertate nehmen für uns alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Gratis-Beilage:

„Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Expedition:

Louis Cheli, Sarnen. — Telefon.

Dreihundvierzigster Jahrgang

Nr. 88

Sarnen, Samstag, 1. November 1913

## Freud und Leid.

Allerheiligen und Allerseelen sind für jeden Christen, der seinen Jenseitsglauben noch ungetrübt bewahrt hat, die getreuesten Spiegelbilder von Freud und Leid. Im raschen Kreislauf der Zeit kehren diese erinnerungsreichen Feste immer wieder und wecken ernste und höhere Gedanken an das fliehende Leben, an das süßmilde Leiden der Brüder, die nicht mehr auf Erden weilen, und an die Krone und Palmen der verkörperten Heiligen, der einstigen Elite der Menschheit. Weiße Herbstnebel wallen über Tal und See, feucht glänzen die Salme am Rain, purpurrot glücken die Ranken der wilden Reben, und in Rot und Gold prangen die Laubkronen der Fruchtbäume und der Buchen im Walde, umsäumt von dem Dunkelgrün der Tannengipfel. Ueber Höhen und Tiefen lag in den vergangenen Tagen des mildfreundlichen Herbstes ein lichter Sonnenglanz und verließ der bunten Pracht des Waldes, den wunderbar klaren Bergen und den grauen Wolken am Horizont einen eigentümlich wehmütigen Reiz. Es ist wie ein letztes frohes Lächeln auf dem schönen Antlitz eines lebensmüden Greises. Wie leise Todesahnung zieht's durch die Natur. Das Welken und Vergehen weckt ungewollt mit der Herbststimmung der Natur auch Allerheiligen- und Allerseelenstimmung im Menschenherzen.

Allerheiligen bedeutet Erntezeit. In selbener Kargheit spendet die Mutter Erde dieses Jahr ihre wohlwollenden Früchte; in mancher Gegend weiß man kaum, daß es Erntezeit ist, so leer hangen die Bäume. Soll dies ein Bild sein der geistigen Ernte der Kirche, welche mit ungeschwächter Kraft, ja mit vermehrter Sorgfalt und Liebe die vielfach spröde gewordenen Ackerfurchen der Völker bestellt? Wie viel Tausend Missionäre streuen den Samen des Evangeliums unter den härtesten Mühen und schwersten Gefahren in das zu erschöpfende Neuland der Kirche aus, während so manche geläuterte Seele in stiller Einsamkeit betend nach dem Höchsten ringt, nach der Siegestrone der Heiligen. Die Aussaat geht auch in der heutigen, gottvergessenen Zeit nicht ganz verloren; der Same trägt mitunter die herrlichsten Früchte; es reifen immer noch Heilige am unverwüßlichen Lebensbaume der Kirche. Noch jüngst erschien ein prächtiges Buch mit dem Titel: „Die Heiligen des 19. Jahrhunderts“, das über so viele gottbegnadete Männer und Frauen aus allen Ständen ruhrende Züge heroischer Tugend berichtet, die nicht in blauer, unbewiesener Ferne liegen, sondern von unsern Zeitgenossen altentwässert sind. Die Heiligen sterben nicht aus. Rom „macht“ keine Heilige. Die Heiligen machen sich selbst. Darin offenbart sich die göttliche Kraft und der übernatürliche Charakter unserer Religion, aus deren Schoße zu allen Zeiten eine reiche und herrliche Ernte von heroischen Tugendgestalten hervordrückt, die durch ihr Beispiel und ihre Opferkraft, wie ein St. Franziskus, das Antlitz ganzer Völker erneuerten.

Allerheiligen zeigt den Gegensatz zwischen Kirche und Welt. Auf der einen Seite „eine

große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen, mit weißen Kleidern angetan und Palmen in ihren Händen“, Kinder und Greise, Männer und Frauen, alles vollendete Tugendgestalten, die edelsten Geister, die einst über die Erde geschritten und jetzt den Himmel bevölkern; auf der andern Seite, in den Niederungen der Welt, sammelt sich das Unheilige in den Kloaken des Lasters und türmt sich auf zu dem scheußlichsten Verbrechen, das die Schande und Geißel des zwanzigsten Jahrhunderts bildet. Man muß in die schlimmsten Zeiten des zerfallenden Heidentums zurückgreifen, um eine ähnliche Unnatur und Frechheit der Vergehen gegen Sitte und Leben zu finden. Stehen wir nicht vor dem religiös-sittlichen Bankrott der modernen Philosophie, der gottlosen Schulweisheit, der Ueberkultur und der totkranken gesellschaftlichen Zustände? Welch' gewaltiger Gegensatz zwischen den Scheusalen der Welt und den Heiligen der Kirche! Welch' freundlicher Lichtblick aus den staubbedeckten Tälern zu den lichten Höhen des Himmels! Allerheiligen öffnet uns die Ruhmeshalle der Kirche. Fort mit dem blöden „Uebermenschen“, das ihre Urheber ins Narren- und ins Zuchthaus geführt hat. Was wahrhaft groß und edel ist, überwindet alle Krisen des Lebens und in diesem heldenhaften Siege über alle Schwierigkeiten offenbart sich die überragende Größe der Heiligen. Es gibt keine andere Uebermenschen als unsere Heiligen; alle Blätter der Weltgeschichte legen von der Uebermacht der christlichen Religion über alle Systeme der Menschenweisheit das herrlichste Zeugnis ab.

Allerheiligen weckt den Ewigkeitsgedanken. Ein tiefer und mächtiger Zug geht ununterbrochen und unaufhaltsam durch die Menschheit: Der Drang nach dem Jenseits. So lange ein Menschenherz schlagen wird, lebt das innerste Bewußtsein der jenseitigen Vollendung. Die unzählbaren Millionen Sterblicher aus allen Völkern und Zeiten ziehen in mehrtausendjähriger Prozession über das Angesicht der Erde dahin, alle in hoffnungsvoller Gewißheit Hinblickend auf das Jenseits, es begrüßend mit der einen Ueberzeugung im Herzen und dem einen Ruf auf den Lippen: Wir sind Pilger und Fremdlinge auf Erden, wir suchen eine bessere, himmlische Heimat! Das ist das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit, es ist das Zeugnis der menschlichen Natur.

Das Diesseits ist in jeder Hinsicht etwas Unfertiges; es ist ein großartiges Portal, vor dem wir stehen, ein weiter Bahnhof mit verwickeltem Schienengeleise, das dem spähdenden Auge in der Ferne verschwindet; ein stetes Ein- und Aussteigen von Passagieren, die nach längerer oder kürzerer Fahrt im Jenseits ihre Endstation erreichen.

Gegenwärtig bemüht sich zwar die Menschheit mit fieberhafter Eile, die Verhältnisse des Diesseits bequemer und angenehmer zu gestalten. Sie baut Vergnügungsorte, Bierpaläste, Hotels, Eisenbahnen, Wohnungen, um die Erde in ein Paradies umzuwandeln. Allein der voranstürmende Fortschritt der Gegenwart mit seiner Vernach-

lässigung des Jenseits schafft keinen Himmel auf Erden, sondern eher das Gegenteil, eine Art quälender, nie rastender Höllepein!

Wie der Goldgrund, sagt Hettinger, auf welchen die alten Meister ihre Bilder gemalt haben, die Gestalt hebt und verklärt, so bildet der Gedanke an die Ewigkeit den Hintergrund für all unser Tun; er ist der Zauberstab, der das Irdische in Himmlisches umwandelt. Wie die Sterne hineinleuchten in die dunkle Nacht des Irdischen, so stehen diese Ewigkeitsgedanken über der wechselnden Flut der Zeitlichkeit.

Allerheiligen beruht auf einem tiefen, sozialen Gedanken. Halbt nicht der Ruf nach Assoziation, nach Vereinigung der Stände und Klassen, von einem Ende der Welt zum andern? Erwartet man nicht von dieser weltumspannenden Organisation das Heil der Gesellschaft? Vielleicht auch deren Untergang? Wo findet sich im geistigen Sinne eine größere Organisation als in der Gemeinschaft der Heiligen, deren Glieder allen Zeiten und Geschlechtern angehören? Wo eine kräftigere Hilfeleistung? Wo ein erhabeneres Beispiel für die Schwachen, als gerade in den Idealgestalten der Heiligen?

Darum ist Allerheiligen auch eine hohe Schule des christlichen Idealismus, der aus dem Leben der selig Vollendeten seine Nahrung schöpft. Es wäre eine grundverkehrte Anschauung, die Heiligen bloß als Wunderkinder und unerreichbare Vorbilder zu betrachten, statt ihren stufenweisen, irdischen Werdegang zu verfolgen, mit ihnen von Sprosse zu Sprosse auf der Himmelsleiter emporzusteigen, ihren Fall und ihre Auferstehung zu beobachten und dann die eigene Willenskraft an ihrem ermunternden Beispiele zu messen. Darum bietet die Legende der Heiligen neben dem religiösen auch ein hohes psychologisches Interesse und sollte in der katholischen Familie nicht bloß im Staube schlummern, sondern fast täglich laut gelesen werden. Wir bilden mit den Himmelsbewohnern eine große Familie, und es ist nur eine kurze Spanne Zeit, die uns noch von ihrem seligen Umgange trennt, aber schon jetzt für den gegenfeitigen Liebesverkehr kein Hindernis bildet. Ihr Ziel ist unser Ziel, ihr Weg unser Weg, ihr Beispiel der Magnet, der uns anzieht, gemäß dem Worte des heiligen Augustinus: „Wenn diese es konnten, warum nicht auch ich?“

Allerseelen liegt wie eine Zwischenstation am Wege von der streitenden zur triumphierenden Kirche und nur wenige sind es, die einem kürzeren oder längeren Aufenthalt dort entgegen. Das Fegfeuer liegt uns näher als der Himmel, weshalb die Menschenbrust beim Andenken an die lieben Verstorbenen mit solcher Allgewalt ergriffen wird.

Da hängen sie an der Wand, die Todesanzeigen des vergangenen Jahres, angefangen vom hochseligen Erzbischof die ganze Stufenleiter der Stände und Alter hinunter bis zum unschuldigen Kinde. Eine reiche und eine schmerzliche Ernte des Todes! Im schwarz umranderten Album stehen friedlich, wie auf dem Kirchhof, die Trauerbilder der Heimgegangenen, Blatt an Blatt gereiht, alles liebe, verblaßte Gesichter, mit denen sich an Allerseelen

## Feuilleton.

### Auf dem Jungfrauoch.

Grellweißes Tageslicht blitzt zu einer Felsöffnung herein. Böllig geblendet stehe ich am Geländer, vor mir die gleißende Gletscherpracht des Firnkessels. Ein Meer von Eis zu meinen Füßen! Wie eine dunkle Felsenburg erhebt sich das Schreckhorn, ihm zur Seite das Wetterhorn. Auf den Felscherhörnern glänzt die Sonne, und vom Mönchsloch herab zieht sich der wilde Gletscher mit seinen graufigen, grünschimmernden Rissen u. Schründen. In ewigem Frieden liegt die Natur vor mir. Nur auf den Gräten oben treibt der Wind sein keckes Spiel mit dem pulbrigen Reuschnee. Rechts zeigt ein Seitenstollen ab, um etwa 50 Zentimeter tiefer auf den Gletscher hinauszuführen. Still dieses tote, starre Bild betrachtend, gedenkt man auch der vielen Opfer, die dieses Meer schon verschlungen. Wer weiß, was diese großen Spalten in ihren tiefsten Tiefen bergen? Wer erinnert sich nicht noch des Unglücksstommers 1910, wo sieben Männer, darunter weltberühmte Bergführer, von einer sich loslösenden Schneewand hinuntergeschleudert wurden und alle ihr kühles

Grab fanden? — Gerne zieht man sich in die warmen Wagen zurück; sie sind viel heimlicher und schöner noch als die, die uns bis hierher brachten. Ohne Fahrrad geht's nun bei einer Steigung von 6 Prozent ziemlich rasch vorwärts.

Jungfrauoch! — Ganz plötzlich kommt's! Eine Türe führt uns in das Restaurant hinein und von dort auf eine hölzerne Bernerlaube hinaus. Böllig geblendet von dem vielen Schnee, muß ich mich rasch besinnen, wo ich denn eigentlich auch bin. Ist das ein Ausblick! In dieser wunderbaren Bergeseinsamkeit dehnt sich kilometerweit das fast flache Tal des Metshgletschers. Von rechts und links, vom Trugberg und Kranzberg schieben sich zackige Felsgräte hinein. Zu unserer Rechten reckt sich erdrückend nah die stolze Spitze der Jungfrau in das Tiefblau des Himmels empor. Wild fällt der Nordostgrat 700 Meter tief ab. Oben am Rottthalfattel krabbeln wie Fliegen an getränkter Wand der Höhe zu sechs Menschen. Ueber all der Stille wölbt sich wie ein großes, unantastbares Geheimnis der Himmel. Nur gegen das Wallis hin zeigen sich einige leichte Föhnwölkchen. Aber nun endlich hinaus auf den Firn. Zuerst gehts durch einen langen Gang, dann auf festgetretenem Schnee dem Loch

zu. Böllig geblendet ist das Auge vom Schnee und Eis und von der — Pracht! Welch' ein Kontrast zwischen den eisigen Gletschergeländen und den nahen grünen Weiden der Scheidegg, den dunklen Tannentälern und den satten Herbstfarben in der Tiefe! Das Panorama gegen Norden ist von überwältigender Großartigkeit. Die langen Hohlreihen Interlakens leuchten in der Mittagssonne, hinter all den vielen, vielen Vorbergen grüßt Thun mit seinem stattlichen Schlosse; weiter noch gleitet unser Blick und entdeckt Bern am Fuße des Gurten. In langen, bläulichen Zügen dehnt sich die schweizerische Hochebene mit ihren Städten und Dörfern und glitzernden Flußläufen. Dahinter ziehen sich Jura, Schwarzwald und Vogesen bis in unabsehbare Ferne. Alles zeugt von warmem, wirklichem Leben und Sein. Und dann so nah Jungfrau, Mönch und Eiger! Welch' eine Wucht und Größe in diesen harten Mauern und Gräten! Und diese strahlende Reinheit in den Silberspitzen der Gipfel! Alles ist tot und ausgestorben, kalt und starr in der endlosen Eiszüste nach Süden. Kein stilles Bergdörflin, keine Weide, kein Baum und kein Strauch erfreut das suchende Auge. Kein Laut ist hörbar. Merkwürdig, die Menschen haben hier oben das Schwärzen ganz vergessen. Fast niemand mehr steht